



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### A u s W i e n.

Oesterreich und dessen Zukunft. — Arbeiterunruhen, russisch-panslavistisch-communistisch-diplomatische Coulissenspiele. — Duncker in Böhmen und sein russischer Brillantring. — Czapka, die Journalistik, das Domcapitel und die Wiener Brunnen. — Mozart's Familie.

Ein Theil dessen, was der Verfasser von „Oesterreich und dessen Zukunft“, als patriotischer Hellseher geweissagt, ist denn nun richtig in Erfüllung gegangen. Der materielle Nimbus des leiblichen Wohllebens, der Glanz des Genusses, der bisher in den Augen des Auslandes das rothbäckige Haupt der gutgenährten Austria umgab, ist fast in Nichts zerflossen, und alle Welt kennt nun das sorgfältig verwahrte Geheimniß, daß auch in dem patriarchalischen Oesterreich die Leute hungern können. Ja, das ist es, was die Wichtigkeit der Prager Vorgänge ausmacht, nicht das Bischen Blut, das schon oft bei geringeren Anlässen, bei Wirthshausbalgereien und Straßentumulten geflossen ist, nein, das Geständniß, auch in dem classischen Lande der Phäaken, wo sich ewig der Spieß am Heerde dreht, ist der Dämon des Pauperismus erschienen, hat den rothen Mantel zurückgeschlagen und dem erschreckten Volk die klappernden Rippen und die fleischlose Brust gewiesen.

Dem herrschenden System konnte Nichts unangenehmer sein, als eine solche nackte statistische Thatsache, die man keinen Emissären, keiner Pressfreiheit, keinen revolutionären Factionen in den Schub schieben kann, eine Thatsache, die man für keine Lüge erklären, und die sich nicht einmal berichtigen läßt. Wo soll man in Zukunft die schlagenden Gründe hernehmen, mit welchen man im Angesichte Deutschlands den Völkern beweisen konnte, daß die repräsentativen Verfassungen nur zu einer endlosen Vermehrung der Steuerlast führen, und die Weisheit einer väterlichen Regierung allein im Stande sei, den

wahren Wohlstand zu fördern und die unteren Classen gegen die wahlberechtigten und gesetzgebenden Stände in Schutz zu nehmen? Bis jetzt zeigte man immer triumphirend auf den materiellen Zustand der Monarchie, sobald von der Nothwendigkeit geistiger Concessionen, von durchgreifenden Reformen die Rede war, und Jedermann weiß, daß eine solche Hinweisung in den Augen der Menge stets eine glänzende Rechtfertigung einschließt. Fortan wird man sich wohl um andere Beweismittel, um andere Abwehrensbehelfe umsehen müssen, denn das alte schöne Märchen von der österreichischen Behaglichkeit fängt nachgerade an, ein Märchen im vollen Wortsinne zu werden.

In Wien freilich empfindet man die wachsenden Nothstände nicht, da ist der Erwerb leicht, wenigstens für die Nothdurft des Lebens, wenn auch die Vermögenssammlung lange nicht mehr so häufig vorkommt, wie ehemals; allein in den Provinzen greift die Armuth doch immer mehr um sich, und während die Bevölkerung der Hauptstadt ihre Orgien feiert, nagen Tausende in der Ferne am Hungertuch. Die Provinzen geben das Geld, das in Wien von vielen tausend Grundbesitzern verschleudert wird, und während so die Gewerbsamkeit der Residenz jährlich steigt, sinkt der Wohlstand der Provinzen immer tiefer. Daher ist sehr zu befürchten, daß die Bewegungen der österreichischen Zukunft centrifugal sein werden, und in Wien selbst gar niemals eine energische Bestrebung Wurzel fassen wird.

Was die Unruhen in Böhmen betrifft, so sind diese wie ein Bligstrahl aus blauem Himmel gekommen, denn darin stimmen alle Berichte überein, amtliche und nicht offizielle, daß das physische Elend daselbst keineswegs gegenwärtig unter dortigen Arbeitern größer sei, als in früheren Jahren. Namentlich weiß das Jahr 1842 im Erzgebirge Dinge zu erzählen, von welchen in diesem Augenblicke gar nicht die Rede sein kann. Es ist demnach weniger der Stachel des Elends, der die Leute so mit einem Male rappelköpfig gemacht hat, als vielmehr eine plötzlich geweckte moralische Entrüstung, die sich nicht länger die Abhängigkeit und Willkür gefallen lassen will, womit das Loos des Arbeiters in allen fast civilisirten Staaten noch zu kämpfen hat. Diese Wahrnehmung mußte nothwendig auf innere Triebfedern hinweisen, und diese Seite des Gegenstandes ist es ganz besonders, welche ich in diesen Zeilen beleuchten wollte, denn die Details sind schon als Tagesneuigkeiten in die Oeffentlichkeit gekommen, oder sind für die tiefere Bedeutung der böhmischen Vorfälle ohne Belang.

Die mit Umsicht gepflogenen Untersuchungen in Betreff des unter den Aufständischen verbreiteten Liedes: *Pisen na rebelli*, haben auf Spuren geleitet, die den Ernst der Sache nicht wenig verstärken und ein greselles Streiflicht auf die Machinationen der Diplomaten werfen. Auffallend war es schon früher, daß die Aufregung so plötzlich und bestellend hervortrat und sich unmittelbar an jene in Schlesien

anschloß. Bedeutsam taucht dabei der Umstand hervor, daß gerade die slavisch-deutschen Gegenden der Schauplatz der Unruhen wurden, obgleich in anderen Theilen des deutschen Vaterlandes nicht minder stark bevölkerte Fabrikbezirke sich befinden, über welche auch nicht das Füllhorn des Ueberflusses ausgeschüttet ist und wo dennoch der Frieden keinen Augenblick gestört worden. Ein wohlunterrichteter Correspondent der „Schlesischen Zeitung“ meldete unlängst, daß man zu Wien in den höchsten Regionen die beklagenswerthen Auftritte in Böhmen communistischen Umtrieben zuschreibe, und diese Meldung widerspricht ganz und gar nicht der Unterstellung, daß russische Hände dabei im Spiele seien. Man erinnert sich ohne Zweifel der diplomatischen Komödie, welche im September 1843 in Athen abgespielt wurde, wo sich der Absolutismus herabließ, die constitutionelle Propaganda zu spielen, bloß um die Consolidirung des jungen Staates und der deutschen Dynastie zu stören, eben so wenig sprach man hier vor der Rolle Weitling's zurück, und der Panславismus macht sich im Gefühle seines Loyalismus kein Gewissen daraus, wenn er zur Erreichung seiner Absichten einmal die Maske des Fourrier oder Owen vor's Antlitz nehmen muß. \*) Der Nothschrei des vorigen Jahres drang aus Böhmen und Schlesien bis nach Petersburg und schlug durch die Spiegelfenster des Palastes an das feine Ohr des dortigen Cabinets; auf diesen Schrei ward alsbald ein Plan gebaut, der für's Erste freilich keinen anderen Zweck haben konnte, als den Keim der Zwietracht in jenen von deutschen Regierungen beherrschten Mischländern auszustreuen und die Augen dieser Regierungen von den Vorgängen im nahen Auslande abzulenken.

\*) Unser geehrter Herr Correspondent scheint uns in seinen Combinationen doch etwas zu weit zu gehen, — während eine natürlichere Auslegung jener Erscheinungen auf der Hand liegt, — oder er will etwas Anderes sagen, als man aus seinen Ausdrücken schließen könnte. Von communistischen Ideen war weder in Schlesien, noch in Böhmen unter den malcontenten Arbeitern eine Spur, wenn man nicht etwa Hunger und Verzweiflung, oder Mißvergnügen und Plünderungssucht überhaupt communistisch nennen will. Es sollte auch dem fremden Wähler schwer werden und wird ihm gewiß nicht einfallen, böhmischen Pöbel erst durch Verbreitung wirklicher communistischer Ideen aufzuheben, dies wäre ein sehr überflüssiger und nutzloser Umweg. Die Parallele mit den russisch-griechischen Intriguen kann daher nur im Allgemeinen gelten. Näher liegt die Vermuthung, daß wühlerische Hände dem Aufstand durch künstliche Aeußerlichkeiten einen schwachen communistischen Anschein zu geben suchten, um dann mit freundschaftlich warnen dem Finger darauf hinweisen zu können! Darin, glauben wir, liegt ein großer Theil der eigentlichen Gefahr. In Preußen will die ultrabürocratische Partei in den schlesischen Unruhen ebenfalls Communismus sehen. Wir wissen nicht, ob da auch eine freundnachbarliche Inspiration thätig war. Wir möchten hoffen, daß die österreichische Regierung solche freundnachbarliche Fingerzeige gehörig würdigen wird.

Die Red.

Es hat bereits Jemand in diesen Blättern die Aufgabe gelöst, den Zusammenhang der projectirten Verbindung der Großfürstin Olga mit dem Erzherzog Stephan und der Reise des Kaisers nach London so wie die gewünschte Vereinigung der Donauländer zu einem Königreich unter einem hefeundeten Prinzen aufzudecken; die Vorfälle in Böhmen, Schlesien und Italien reihen sich indes diesen Intriguen organisch an und bezweckten nämlich, die deutschen Regierungen einzuschüchtern und namentlich Oesterreich, welches sich den treulosen, aber lockenden Anerbietungen Rußlands gegenüber kalt benommen hatte, mit Besorgnissen im eigenen Lande zu erfüllen. Seiner Zeit ging die Nachricht durch alle politischen Zeitungen, daß die Insurgenten der Romagna mit russischem Gelde ihre Bedürfnisse bezahlten, und die jüngsten Nachforschungen in Böhmen und Schlesien haben auf dieselbe Quelle geführt.

Bevor wir indes eine so schwere Anklage gegen die slavische Propaganda erheben, wollen wir vorerst die vollen Resultate der eingeleiteten Untersuchung abwarten, wozu auch der bekannte Polizeirath Duncker aus Berlin sich über Schlesien nach Böhmen begeben hat. Es erinnert unwillkürlich an Kataksi in Athen, wenn wir erfahren, der erwähnte Beamte habe in demselben Moment von Sr. Majestät dem Kaiser aller Rußen einen kostbaren Brillantring erhalten, dessen Feuer ihn hoffentlich nicht dergestalt blenden wird, um nicht die russischen Finger zu sehen, die an den Schnüren des Vorhangs zerrern, hinter dem so eben ein Trauerspiel des Proletariats in die Scene ging. — Das Gubernium zu Brünn hat gleichfalls Berichte eingesandt, die von einer ungewöhnlichen Aufregung unter der dortigen Arbeiterbevölkerung, namentlich in Tglau, sprechen, was die Folge hatte, daß die niederösterreichische Landesregierung den Auftrag erhielt, im Wege des Kreisamtes die Stimmung der Arbeiterklasse in Wien zu erforschen, die indes gar nichts Beunruhigendes hat.

Es erhält sich fortwährend das Gerücht, der Bürgermeister Czapka solle als Hofrath und Polizeichef an die Stelle des Hofraths Muth nach Prag kommen, doch scheint dies nicht sehr wahrscheinlich; indes man glaubt einmal, was man wünscht. Bürgermeister Czapka scheint mit allen Klassen brechen zu wollen, denn auch die Künstler hat er durch die Uebertragung, des auf der Freieung zu errichtenden Brunnens mit tausend Dukaten Neugeld und 22,000 Fl. C.-M. ausbedungenem Honorar, an den Münchner Schwanthaler empfindlich beleidigt. Als in der „Europa“ von Lewald eine beißende Kritik dieses, glimpflich gesprochen, unklugen Schrittes, mitgetheilt ward, suchte er den Verfasser durch Geldversprechungen im Spionirwege zu entdecken und als gleichzeitig die Kölnische Zeitung und die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung, welche beide Journale hier öffentlich aufstiegen, scharfe Artikel über seine Amtsführung brachten und sein Begehren bei der

Censurhoffstelle um Unterdrückung der betreffenden Nummern unerfüllt blieb, schlichen vertraute Personen in den Kaffeehäusern umher und rissen die hochverrätherischen Blätter heimlich heraus.

Um den Lärm zu beschwichtigen, sollen nun auch zwei öffentliche Brunnen errichtet und deren Ausführung hiesigen Künstlern, wahrscheinlich dem Professor Klieber übertragen werden. Diese beiden Brunnen werden ihre Stelle auf dem Stephansplatz zu beiden Seiten der Domkirche erhalten und jedenfalls verdankt dieser Anordnung der merkwürdigste Punkt der Hauptstadt einen sinnlichen Reiz, welcher mit der sprudelnden Frische eines hellen Wassers verknüpft ist und Landschaften wie öffentliche Plätze verschönert. Die Schwierigkeiten, die von Seite des Domecapitels gegen die Errichtung dieser Brunnen in der unmittelbaren Nähe des Münsters erhoben werden, indem das Geplätscher des fallenden Wassers und der mit den schwazhaften Versammlungen der Mägde und Dienstleute unvermeidlich verbundene Lärm die Andacht der Beter und die Wirkung der Predigt stören dürften, werden sicher ohne Folge bleiben, und die Bewohner Wiens bald die Freude erleben, die volksthümlichen Helden dieser Stadt, die Grafen Salm und Stahremberg, welche bei den türkischen Belagerungen im 16. und 17. Jahrhundert die Mauern Windobonas mit dem äußersten Heldemuth vertheidigt haben, auf steinernem Piedestale in Erz prangen zu sehen. Die Idee dieser Schmückung verdient alles Lob.

So eben lese ich in der Wiener Hofzeitung, daß Sr. Majestät der Kaiser dem Bürgermajor Kumasek und dem Finanzcommissär Schürer von Waldheim nebst den Bürgern Tränkler und Hoffmann, die sich bei der Vertheidigung der Brücke in Reichenberg gegen die empörten Fabrikarbeiter durch entschlossenes Benehmen ausgezeichnet, goldene Ehrenmedaillen verliehen, dem Schützencorps dieser Stadt aber das Recht ertheilt haben, den kaiserlichen Doppeladler in seine Fahne aufzunehmen. — Der einzige Sohn des großen Mozart, der hier vom Unterrichtsgeben sich ernährte, ist zu Karlsbad, wo er eben zur Herstellung seiner Gesundheit verweilte, am 30. Juli, dreiundfunfzig Jahr alt, gestorben. Seine Mutter, Mozart's Wittve, die dänische Etatsrathin Nissen, achtzigjährig, ist noch am Leben.

## II.

### Nachrichten aus Ostpreußen.

Die Säcularfeier. — Kant's Haus. — Schön's Monument. — Ueberschwemmungen und Manöver. — Messuren und Culturanlagen. — Vereine zur Verhütung von Verbrechen. — Improvisator Volkert. — Ritterburgen. — Russischer Sonnenaufgang.

Die Studirenden in Königsberg wollen den Tag des akade-

mischen Säkularfestes durch den einmüthigen Beschluß zur Aufhebung des Duells feiern. Wenn es nur nicht geht, wie an einer andern Univerſität, wo die Häupter eines Antiduellvereins im Streit für die Nothwendigkeit der Duellaufhebung — ſich duellirten. Daß die Profeſſoren von Königsberg in violetten, blauen, grauen und ſchwarzen Lutherröcken erſcheinen werden, wiſſen Sie; nun wollen auch alle andern Feſttheilnehmer in kurzen deutſchen Röcken (analog dem militäriſchen Waffenrock), das Albertuskreuz an der Bruſt, erſcheinen. Eine Beſchreibung der Feierlichkeiten erwartet man vom Oberlehrer Witt. Indeß haben ſich bis jetzt zwei Drittel weniger Theilnehmer gemeldet, als vor hundert Jahren; Einige wollen dies dem Schrecken zuſchreiben, den die Wahl einiger bekannten Liberalen in das Feſtcomité hervorrief. — Kant's Haus, ſagt man, will der Staat ankaufen und ſo herſtellen, wie es bei des Philoſophen Lebzeiten war. Kant's Gärtchen iſt jetzt eine Badeanſtalt, und in ſeinem Hauſe wohnt ein Zahnarzt, der den Leuten Weiſheitszähne ausreißt. — Schön's Standbild findet immer noch Schwierigkeiten. — Die Ueberſchwemmungen der Weiſſel, Nogat und Pregel haben unſägliches Elend gebracht. Die Heuernte iſt verloren, Saaten und Kartoffeln verfault, die Wiefen ſind Moräfte geworden, unter den Heerden wüthet der Miltzbrand. Das Oberpräſidium hat daher den König um Ausſetzung des Septembermanövers bei Heilsberg gebeten, um die noch mögliche Ernte zu ſchonern, die ſich jedenfalls in den October hineinziehen wird. — Der ganze Mettabbruch iſt durch den Austritt des Bobr und Narew eine ungeheure Waſſerfläche, von der das Heu die Weiſſel hinabſchwimmt. — Große Culturanlagen ſind im Königsberger Regierungsbezirk beſchloſſen. Viele heſſiſche Bauern werden, unter den günſtigſten Bedingungen, im nächſten Frühjahr hierher überſiedeln; beſonders wünſchenswerth iſt dies für Maſuren, den romantiſchſten Theil von Oſtpreußen, der, trotz ſeiner ſteinigen Berge, viel fruchtbares Land enthält. — Erfreulich iſt das Gedeihen der oſtpreußiſchen Vereine zur Verhütung von Verbrechen durch Verſorgung und Erziehung entlaſſener Sträflinge. Der ſeit ſechs Jahren beſtehende Inſterburger Verein zählt über fünfhundert Mitglieder von allen Ständen. Außer den regelmäßigen Beiträgen flieſſen ihm viele Geſchenke zu, Pfändungsgelder, außerordentliche Sammlungen; auch ein Legat erhielt er ſchon. Anfangs herrſchte eine Scheu, Pfleglinge dieſes Vereins in Dienſt zu nehmen; jetzt iſt große Nachfrage nach ihnen. Solche Vereine ſind auch im Goldaper, Angerſburger und Lyker Kreiſe. — Volkert, früher Redacteur des Danziger „Dampfboots“, improviſirt nicht ohne Glück in Königsberg. — In der Marienburg wird, zum Empfang des Königs, viel gebaut und gebefſert. Auch das alte Schloß zu Heilsberg, eine der größten

preussischen Ritterburgen, soll auf Staatsunkosten restaurirt werden. Der König soll als Kronprinz sehr gerühmt worden sein, als er über dem Thor der ehrwürdigen Ruine die einfache Inschrift las: „Herr, erhalte mich!“ — Zum Schluß eine wahre Begebenheit von der russischen Grenze. Zwei preussische Gutsbesitzer reisten nach Polen. An der Grenze ging einer von ihnen zum Revisor, um die Pässe visiren zu lassen, kehrte aber erstaunt zurück mit der Meldung, der Russe behaupte, da die Sonne noch nicht aufgegangen (sie stand aber schon hoch am Himmel), so könne er weder visiren, noch den Schlagbaum öffnen. — Was nun beginnen? — Das ist einfach, sagte der Andere, besser Bewanderte, lachend; mit zwei Gulden können wir den Aufgang der Sonne bewirken. — Richtig, der Russe hatte kaum die zwei Gulden, so ging die Sonne auf und der Schlagbaum stand offen.

R — n.

### III.

#### Egmont auf der Leipziger Bühne.

Am 19. August sahen wir Göthe's Egmont auf der neuen Leipziger Bühne. Das Drama enthält, neben den Schwächen des großen Meisters, so viel von dem innigsten Reiz seiner Poesie, so durchbringende politische Menschenkenntniß, daß es auch in minder gelungener Darstellung fesseln muß, weil es durch zahllose, unverwischbare Züge „freudvoll und leidvoll“ zu denken gibt. Allein es gehört das feinste Ensemble, eine mehr als gewöhnliche Vortrefflichkeit und Nachhilfe einzelner Schauspieler dazu, wenn die Totalwirkung nicht eine andere, als die vom Dichter beabsichtigte, werden soll. In der Leipziger Darstellung war die rein politische Seite vielleicht zu sehr hervorstechend. Drei Männer waren im Stück: Dranien, Alba und Clärchen. Dranien und Alba spielen Schach um Egmont; nachdem dieser genommen ist, erhebt sich der Heroismus des liebenden Mädchens, um ihn zu retten, und geht unter in dem Kampf gegen den stumpfen Widerstand, gegen die zähe, kalte und ängstliche Berechnung des Volkes. Dies die Handlung. Aber es ist schlimm, wenn Egmont und Brackenburg sich bemühen, die schwachen Seiten der Dichtung durch ihre Mattherzigkeit noch mehr hervorzuheben. Der wenig dramatische, darum schwer darstellbare Gedanke des Dichters geht dann ganz verloren; wie Egmont anfangs unter das Volk tritt, aus Gedankenlosigkeit Vertrauen und gesellige Ruhe predigend — nicht erst in seiner Zusammenkunft mit dem großen Schweigsamen — da erkennt man, daß er verloren ist, aber wenn Egmont's Sicherheit nicht durch genialen, überquellenden Lebensgeist, und durch den Zauber seiner Liebe gerechtfertigt und verklärt wird; wenn auch

später, als Egmont gefangen, der glanzvolle ritterliche Held in ihm nicht durchbricht, so denkt man bloß, daß der passive Held sein Loos verdient hat; man fühlt aber nicht zugleich die Götterische Wehmuth darüber, daß eine Natur, eine schöne, heitere, freie Persönlichkeit, zu Grunde geht, weil sie ohne Rücksicht auf Menschen und Verhältnisse, sich selber treu blieb. Man sieht dann kein Opfer des finsternen spanischen Sinnes in ihm, keinen Märtyrer seiner ritterlichen, freudig vertrauenden Seele, sondern einen phlegmatischen, weiblich bequemen Gewohnheits-Menschen, der die freundliche Gewohnheit des Daseins und (Nicht-)Wirkens so lange fortsetzt, als es eben geht, und mit dem für die Sache des Volkes kaum etwas verloren wird. Herr Marr der scheint der Rolle Egmonts nicht gewachsen; wir denken uns schon das Degan eines Egmont anders: hellerschallend, Sorgen wie Gefahren weglachend muß es sein. Eigenthümlich aufgefaßt, trefflich durchgeführt war Marr's Alba; ein eiserner, ehrgeiziger Geschäftsmann. Mit besonnenem Eifer trifft er die Anstalten zu Egmont's Fang, man sieht, dergleichen ist ihm nichts Ungewöhnliches. Der Hohn in seinen Worten ist nicht absichtlich, scheint nicht aus besonderem Haß gegen Egmont und Dranien zu fließen, es ist seine scharfe, strenge Natur, die ihn nicht anders sprechen läßt. Nur ist er innerlich gar sehr befriedigt, daß Pflicht und Neigung bei ihm so schön zusammenstimmen, und seinen Sohn, den er aufrichtig liebt, möchte er zu demselben pflichtgetreuen Staatsdiener erziehen. Wir dachten einen ultraroyalistischen preussischen Bürokraten zu sehen. — Herr Uram als Dranien sprach sehr verständig. Aber sein Costüme gefiel uns nicht. So breit aufgedonnert darf Dranien nicht erscheinen; schlicht und einfach, im schwarzen Reifemantel, incognito, erwarteten wir ihn. — Fräulein Bernhard (Klärchen) ist eine anziehende Gestalt, voll Feuer und Talent; sie hat viel Routine, aber auch schon zu viel Sicherheit für eine Anfängerin. Sie war eine Liebhaberin, kein Klärchen. Dazu fehlte es ihr an Kindlichkeit, Naivetät und vor Allem an Maß. In den Liebes-Scenen zu süßlich singend, in den Marktscenen zu heftig. Wenn Einer aus dem Volke sagt: Bringt sie bei Seite, so bedeutet das nicht, daß Klärchen in Fieberwuth ist; sondern das Volk hält in seiner besonnenen Weise ihren schönen, gefährlichen Heldenmuth für thörichten Wahnsinn. Viel besser war ihre letzte Scene. — Frau Desfoir (Regentin) hätten wir nur etwas mehr Würde gewünscht. — Der candid. theologiae und burschenschaftlich sentimentale Ohnmachtsmensch Brakenburg ist an und für sich eine mißliche Figur auf der Bühne. Hr. Richter hatte nicht die rechte Art gefunden, diesen jungen Mann leidlicher zu machen. — Ferdinand, Alba's natürlicher Sohn, soll allerdings jugendlich, aber nicht so gar kindhaft sein, wie er gegeben

wurde. Herr Guttmann sagte seine Rolle her, als freute er sich, zu zeigen, daß er sie auswendig wußte. — Alle Anerkennung verdienenen Ballmann als Jetter und Berthold als Vansen. So war z. B. die vorlaute Art, mit der Jetter das von Egmont's Hals und dem Scharfrichter herauschnatterte, recht bezeichnend.

So viel ist gewiß, zur würdigen Darstellung eines Stückes, wie Egmont, reicht diese Bühne noch lange nicht aus. Es fehlt ihr nicht an versprechenden Kräften, aber diese sind, mit wenigen Ausnahmen, jung und müssen gebildet werden. Mögen trotzdem unsere classischen Dramen, an denen allein eine Pflanzschule junger Künstler sich emporziehen läßt, recht oft gegeben werden; wenn auch die Aufführung von Lustspielen und Conversationsstücken bei Weitem besser gelingt und glänzendere Erfolge hat. Die Direction zeigt so viel ehelichen Willen, daß man ihr gewiß allgemein die Erfüllung ihrer schweren Aufgabe zu erleichtern suchen wird.

## IV.

## N o t i z e n.

Lüning in Rheda. — Ghillany, der neueste Judenfresser.

— Man hört in unserer Zeit so viel von allerhand Verkehrungen, Judenfressereien, Glaubensverfolgungen und andern kleinen Excessen, in denen sich das vom Scheintod erstehungslustige oder in den letzten Zügen liegende Mittelalter Luft machen will; leider sind's aber meist nur krankhafte Prickereien, ohnmächtige Gelüste der mit ganz andern Geburten schwangeren Zeit, noch häufiger die glorreichen Schöpfungen einer sich für organisch und schöpferisch haltenden christlich-germanischen, besser unchristlich-romanischen Reaction. Da freut es Einen ordentlich, wenn man dafür einmal von einem gesunden, ehelichen, der heiligen römischen Reichs-Zeit würdigen Loyalitäts- und Glaubenscravall hört, der dem guten Volk grad vom Herzen oder von der Leber kam, — wie er etwa unlängst in Rheda in Westphalen vorfiel. Dort lebt ein junger Dichter Lüning, der ein Bändchen voll polizeiwidriger Lyrik im Auslande herausgegeben und sich dadurch die Ehre einer Untersuchung auf Hochverrath und Haussuchung zugezogen hat, in der ihm auch einige Papierschnitzel seiner Correspondenz mit einer Dame weggenommen worden sind. Doch das ist es nicht, was wir meinen. Das wäre etwas Alltägliches, denn in Preußen fehlt es so wenig an Untersuchungen, daß man sie bald zu den „kleinen Leiden des menschlichen Lebens“, zu den gewöhnlichen sicherheits- und sanitätspolizeili-

chen Maßregeln rechnen, oder wie die Militärpflicht ansehen wird, der Jeder genügen muß; ein preussischer Literat, der noch nie in Untersuchung war, wird daher bald wie ein Matrose angesehen werden, der noch nie die Linie passirt, wie ein Soldat, der kein Pulver gerochen, oder wie ein ehelicher Mann, der nie einen Kausch gehabt hat; in Berlin und einigen anderen preussischen Städten beginnt auch in gebildeten Kreisen die Mode zu herrschen, daß man, wie sonst nach dem Wetter, nach dem Geschlafenhaben oder Wohlbefinden, seine Bekannten fragt: „Wie untersucht es sich?“ — Das also ist es nicht, was wir meinen. Wir bewundern vielmehr nur die vertrauensvolle Einmüthigkeit, die zwischen den Rhedaern und ihrer Polizei zu herrschen scheint. Denn kaum hatten die Ersteren gehört, daß der Dr. Lünig in Untersuchung sei, so verbreitete sich um sein Haupt ein schwefelgelber Nimbus, man war überzeugt, ein wirkliches, leibhaftiges Glied der antichristlichen, staatsumwühlenden und wahrheitsbrunnenvergiftenden Propaganda in seinen Mauern zu haben, und fühlte sich in seiner Loyalität auf das Tiefste verletzt. Wo findet man noch solchen Glauben in Israel, wo solches Vertrauen zwischen Volk und Polizei? Des Abends zog daher ein Haufe sonst friedlicher Bürger — so meldet der Westphälische Merkur — vor Lünig's Wohnung, schlug ihm die Scheiben ein, rief: „Heraus mit dem Demagogen! Heraus mit dem Gotteslästerer!“ und hätte noch manch Anderes gerufen und gethan, wenn nicht die Polizei selbst die wohlmeinenden Eiferer im Zaum gehalten und Herrn Lünig — als Untersuchungsgegenstand ein werthvolles Object — vor weiteren Demonstrationen geschützt hätte. — Jetzt erklärt Herr Lünig in mehreren Zeitungen, es sei eine Beleidigung und Verleumdung der Rhedaer Bürger, wenn man den Unfug ihnen zuschreiben wolle; die Serenade sei ihm von einem königlich preussischen Assessor arrangirt worden! Wie kann man einem königlich preussischen Assessor, einem studirten, gebildeten Manne, einem Mitglied des preussischen Beamtenstandes, dergleichen aufbürden wollen! Wenn die Serenade von den Bürgern ausging, ist es ein Anderes! Wir sehen nicht ein, wozu es von diesen wie eine Blamage abgewälzt zu werden braucht, und wir lassen uns den schönen Glauben an die Nichtigkeit der ersten Darstellung um so weniger nehmen, als wir, in vollem Ernst, darin einen Beweis sehen, daß die vielgerühmte Einfalt und Gläubigkeit des deutschen Volkes nicht überall eine bloße Zeitungstradition, sondern wirklich weit her ist. Nein, die wackern, altehrlichen Rhedaer Bürger sollen leben! ohne etwa damit die Uebertretung der Polizeigesetze predigen zu wollen. Jetzt sehen wir, daß es noch Gegenden im Vaterlande gibt, wo ein zweiter Socrates, ein Bruno von Nola oder ein anderer Märtyrer täglich erstehen kann; den nicht an

der Blafirtheit unserer Bildung liegt es, nicht an dem allgemeinen Mangel an Muth und Aufopferungslust, daß wir keine rechten Blutzengen für die modernen Ideen haben, sondern nur an der rechten Gelegenheit, an dem rechten Widerstand. All' die Polizeien und Kanzleien mit ihren Untersuchungsapparaten und Maßregelungen sind selber halb und halb aufgeklärt, sie haben keine Consequenz und keine Ueberzeugung und spielen wie die Kage mit der Maus, ohne den Muth, etwas zur Entscheidung zu bringen. Die Rhedaer reden, wie's ihnen um's Herz ist, und thun, wie sie reden. Wäre das, was die servilen Zeitungen vom deutschen Volke sagen, wahr, so müßte es überall Scenen geben, wie dort. Könnten aber die ehrlichen Westphalen mit einem Mal all die Aufklärung und politische Bildung sich eintrichtern, die in anderen Gegenden herrscht, sie würden sich nach der entgegengesetzten Seite hin gerade so benehmen und vielleicht vor anderen Fenstern rufen: „Heraus mit dem Spion! Heraus mit dem Heuchler! Heraus mit dem Speichellecker! u. c.“

— In Nürnberg lebt ein Mann und Bibliothekar, Namens Dr. Ghillany, der seit Jahren in dicken und dünnen Büchern den Beweis führt, daß die Juden wirklich Menschenfresser sind und stets bis heut zu Tage das Blut von Christenkindern zu ihrem Osterbrode brauchten. Er führt seine Beweise gründlich und wissenschaftlich, durch Citate aus Eisenmenger, aus alten Schartecken aus den Zeiten des finstersten Judenthums, und endlich aus — der Bibel, die er mit den unglaublichsten Verdrehungen nothzünftig. Leider ist er so unglücklich, keine allgemeine europäische Judenuntersuchung veranlassen zu können. In kleineren Kreisen mag er indeß glücklicher sein. Vor einiger Zeit erhielt er von einem armen jüdischen Hausfrevler, dem vielleicht von Pastoren, Schulmeistern und Bauern mit Ghillany's wissenschaftlichen Resultaten etwas hart zugefetzt wurde, einen anonymen Schmähbrieft. Darauf erklärte Ghillany in der „Dorfzeitung“, daß es ihm um der Juden willen Leid thun würde, wenn er sich genöthigt sehen sollte, den erwähnten Schmähbrieft zu veröffentlichen. Denn dann würde die Welt erst sehen, was die Juden für ein Volk seien und was Einer riskire, der ihnen „wissenschaftlich“ die Wahrheit sage. — Wahrscheinlich ist also ein Bißchen Menschenfressen noch gar nicht so arg, denn das weiß ja die Welt schon von den Juden. Aber ein Schmähbrieft an Dr. Ghillany! Das freilich übersteigt alle Grenzen.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.